

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift

Band: 20 (1916)

Artikel: Gerettet und gerächt [Schluss]

Autor: Theinert, Alfred

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-573829>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

tete, zurechtweisen zu müssen, obwohl der Betroffene selbst die Richtigkeit des Kellerschen Urteils anerkannte. Kellers Kritik richtet sich nicht gegen eine Konfession und gegen die religiöse Malerei an sich, sondern gegen die Unkunst, die durch religiöse Tendenzen die Laxheit der künstlerischen Moral entschuldigt wähnt.

Weder David Hess noch Wilhelm Fühli besaßen den durchdringenden Blick Kellers für das Echte und Unechte. Selten ließ er sich durch äußern Glanz blenden, und wenn es geschah, war die Täuschung nur von kurzer Dauer. Er beurteilte das Werk nach dem Gewicht der Persönlichkeit, die in ihm zum Ausdruck kam, und kaum ein anderer vermochte so tief in die innerste Seele der Menschen zu blicken wie Keller. Seine Kritik ging auf das Entscheidende los, auf die Weltanschauung, deren sittliche Strenge nicht nur den Wert des Menschen, sondern auch des Künstlers bestimmt. So trat er Deschwanden und wenige Jahre später Jeremias Gotthelf gegenüber.

Keller ist nicht nur ein hervorragender

Dichter, sondern auch ein wahrhaft großer Volkserzieher. In dieser schweren Zeit, da der Weltkrieg zur Besinnung auf unser nationales Wesen mahnt, wird man den kostbaren Schatz ethischer Werte in Kellers Lebenswerk mehr als je zu würdigen wissen. Keller scheint mir auch für eine Frage, die noch vor wenigen Jahren patriotische Gemüter ernstlich beschäftigte, die richtige Antwort gefunden zu haben: er hat die Idee eines schweizerischen Nationaldenkmals, die bezeichnenderweise in den vierziger Jahren in der trügerischen Stille vor dem Sturm des Sonderbundskriegs erörtert wurde, mit den ernsten Worten zurückgewiesen:

„Solche Denkmäler bauen die Völker, nachdem sie den Blüthenpunkt ihrer Entwicklung erreicht haben, lange Zeit glücklich gewesen sind, und kurz vor ihrem Verfall. Wir denken, daß die Schweizer vorerst noch andere Dinge zu thun haben.“

Und heute?!

Paul Schaffner, Zürich.

Gerettet und gerächt.

Nachdruck verboten.

Eine altvenezianische Geschichte von Alfred Theinert, Zürich.

(Schluß).

Wir brachten Paolo in mein Haus; in meiner Schlafkammer legten wir ihn aufs Bett, und ich sandte meinen Knecht aus, einen Doktor zu holen. Eine Stunde verging, ehe die Hilfe kam, die wir so nötig hatten. Gänzlich sei das Leben nicht entflohen und alle Hoffnung nicht verloren, hieß es. Diesen schwachen Trost nahmen wir dankbaren Herzens entgegen. Einen besseren Verband legte der Medicus dem Verwundeten an, auch eine stärkende Mixtur flözte er ihm ein, und zweimal schlug Paolo die Augen auf; bewußtlos aber blieb er.

Ich mochte Cristina nicht heimschicken in jener Nacht. Seit wir ihren Geliebten in Sicherheit gebracht, hatte sie nicht aufgehört, wieder und wieder über ihn sich zu beugen und die bleichen Lippen zu küssen. Zufrieden schon war sie, wenn sie nur einen seiner Finger halten konnte. Vater Zorzi war in Fiume, und so verweilte die Tochter bei mir, und wir wachten zusam-

men, bis der neue Tag graute, dann erst ließ sie, von Müdigkeit überwältigt, das Köpfchen sinken in meinen Schoß.

Derweil Cristina schlief, versank ich in Grübeleien. „Du wirst ihn rächen, Niccolò!“ hatte sie gesagt und ich nicht gewußt, was entgegnen darauf. Ich fing an, mein Alter zu spüren, und wären meine Glieder auch noch so geschmeidig gewesen wie zwanzig Jahre zurück, mich in fremde Liebeshändel mischen, hätte ich nicht gedurft. Die ganze Stadt würde gegen mich sich wenden, wollte ich Giro-İamo — ich, der Meister, den Schüler — vor die Klinge fordern zu blutiger Entscheidung, ihn töten um solcher Ursache willen. Kein Verbrechen hatte er begangen, keinen Verstoß gegen allgemein gütige Sitte und Moral, soweit ich's wußte. Die Mehrheit würde ihm Beifall spenden dafür, daß er den Nebenbuhler niedergestoßen in offenem Zweikampf. Niemand würde ein Recht mir zuerkennen,

die Sache aufzunehmen. Nichts konnte ich tun.

Zu solcher Erkenntnis war ich gekommen, als es Morgen geworden und die Glocken läuteten zur Frühmesse. Der Doktor hatte versprochen, wiederzukommen um diese Stunde, und schon vernahm ich seine Stimme auf der Riva. Befriedigt dachte er, als er das Lager Paolos verlassen, der in ruhigen Schlaf gefallen. Dicht am Herzen sei der Stich vorbeigegangen und langsam werde die Wunde heilen. Die kleinste Anstrengung könne sie wieder zum Bluten bringen und jetzt noch könne das Lebenslicht verlöschen, wenn nicht sorgsam behütet.

Der Medicus ging, und ich begleitete ihn zur Bootslände. Seine Gondel lag neben der meinen, von der das Zeugdach zurückgerollt war. Viel dunkle Blutspuren zeigten die ausgebreiteten Rissen, und vorne am Boden lag ein Stück von einer Schwertklinge. Das nahm ich auf, und derweil ich's prüfend betrachtete, trat Michele zu mir und berichtete, das Eisen da habe er mitgebracht aus Manins Garten; neben Paolo habe er's gefunden.

„Euer Machwerk, Meister,“ sagte er, „die Klinge, die Ihr für ihn geschmiedet vor drei Monden erst, zerbrochen wie ein dürrer Zweig!“

Ich schwieg, aber meine Hand zitterte; mir war's, als hätte jemand mir einen Schlag versetzt ins Angesicht.

„Und Herr,“ fuhr Michele fort, nicht achtend meines Erschreckens, „schaut nur, wie schwarz sie ist, die Klinge, die gestern noch blitzte wie blankes Silber; ich hab's gesehen, als er am Morgen sie zückte zum Versuch!“

Immer noch gab ich keine Antwort. Uebers Knie legte ich das Schwertende, und als ich's biegen wollte, brach's in zwei Stücke. Laut auf lachte mein Bootsmann, in seinem Verstand nicht ermessend die Tragweite der Sache.

Ich schickte ihn an seine Arbeit, nicht willens, mit ihm zu rechten, und ging zurück an Paolos Bett, einen Wirbel von Gedanken im Kopf. Ein Teil des Rätsels war gelöst; klar erkannte ich, was geschehen. Ins Feuer, dann rasch ins Wasser hatten sie die Klinge geschoben, sie brüchig zu machen wie Glas. Aber wie hatten sie's

fertiggebracht, das Teufelsstück, ohne Paolo's Wissen? Mit solcher Waffe war er dem Feinde entgegentreten! Und das Schwert, das ihn im Stich gelassen, aus meiner Werkstatt war's gekommen, aus der Werkstatt Niccolos, des Schülers Andreas von Belluno! O dreimal verfluchter Tag!

Den ganzen Morgen brütete ich über meiner Sorge. Gut genug wußte ich, daß Girolamo und seine Freunde sich beeilen würden, die Runde zu verbreiten, und wie könnte ich antworten, bis Paolo gesprochen? Die Hunde! Zuerst ihn umbringen durch feigen Mord, dann mich beiseite schieben durch Verleumdung! Einfach genug für mich, auf die Piazza zu treten und zu erklären, Verrat sei geübt worden; wer aber würde mir Glauben schenken, mir, dem Verteidiger der Güte der eigenen Ware? Auslachen würden sie mich. Starb Paolo, dann war's aus mit mir, dann könnte, dann mochte ich nicht länger weilen in Venedig; ich mußte fort, neuen Wohnsitz und neue Freunde mir suchen auf meine alten Tage ... Aber wenn Paolo genas — ah, dann!

Was ich gelitten in der Woche nach dem Unglück, nicht mit Worten läßt sich's beschreiben. Stunde um Stunde und Tag um Tag wachte ich ängstlich am Bette dessen, der mit dem Tode rang. Gespannt lauschte ich auf jeden Atemzug, auf jedes schwache Stöhnen. Schier verzweifeln wollte ich, wenn die Blässe seines Gesichtes noch blässer wurde, wenn Schaum trat über seine Lippen oder Falter Schweiß auf seine Stirne. Und zum eigenen Kummer noch der Gedanke an Cristina!

Am Tage nach jener Teufelsnacht in Manins Garten war Orio Zorziheimgekommen, und sieben Tage hatte seine Tochter meine Schwelle nicht überschritten; am achten aber stürmte sie zu mir herein, der ich, von schweren Gedanken gefoltert, im Erker meines Wohnzimmers saß. An Paolos Lager wachte eine erfahrene Frau, die ich gedungen und mit der ich wechselte in der Pflege des wunden Jünglings. Erbärmlich sah Cristina aus, und zu Füßen stürzte sie mir, mich anflehend, ihr zu helfen.

„O Niccolo, guter Niccolo,“ schluchzte sie, „der Vater ist heute nach Zara, und

wenn er zurückkommt, soll ich Girolamo zum Manne nehmen; das hat er geschworen. O Niccolo, Niccolo, hilf mir, rette mich!"

"Wie kann ich dir helfen, arme Kleine?" fragte ich.

"Du mußt mit Girolamo kämpfen, du mußt ihn töten, den Elenden!" schrie sie.

"O Kind, Kind, sagen würden sie, ich hätte ihn gemordet!"

"Und wenn sie's tun, so laß sie; zeig ihnen, was du kannst! Sprechen sie doch davon, mit deiner Kunst sei's zu Ende, deine Hand habe ihre Sicherheit verloren!"

"Das sagen sie?"

"Gewiß, Niccolo, auf den Gassen und auf den Kanälen rufen's die Buben einander zu. Und hat nicht Girolamo erklärt, deine Klingen splittern wie Glas?"

"Möge die verdammte Lüge ihm in der Kehle stecken bleiben und ihn erwürgen, den verleumderischen Schurken!" brauste ich auf. „O, wenn doch Paolo erwachen würde, mit klarem Kopfe das zu bestätigen vor aller Welt, was ich ahne, was ich weiß!"

Drei Tage waren vergangen, seit Cristina so böse Runde gebracht in mein Haus, da kam für den Leidenden die sichtliche Wendung zum Bessern. An seinem Bett hatte ich gesessen von Mitternacht bis spät in den Morgen, und müde war ich vom vielen Wachen der letzten Zeit. Ein nicken wollte ich gerade, um die achte Stunde etwa, im Lehnsstuhl, als ein tiefer Atemzug Paolos mich ermunterte. Die Lider schlug er auf, der Jüngling, und halb traumumfangen flüsterte er den Namen Cristina.

"Paolo," rief ich, "Gott sei gedankt für seine Gnade! Hier, trink!"

"Bist du's, Niccolo?" fragte er.

"Kein anderer, Paolo!" antwortete ich und hielt das Glas an seine Lippen.

"Wo bin ich gewesen? Wie komme ich hierher?"

"Gefunden haben wir dich im Garten Manins ... Doch denk nicht an jene Sache jetzt... Später!"

Sinnend lag er eine Weile, dann hob er an: „Manin? O, ich weiß ... Und Girolamo Capello ... Bist du es, Niccolo, du allein? Ist niemand hier als du?"

"Niemand, nur du und ich!"

"So höre: Mein Schwert brach im ersten Waffengange; die Klinge, die du mir geschmiedet, versagte!"

"Erkläre, Paolo!" drängte ich.

"Geglänzt hatte sie am Morgen noch, doch da ich sie aus der Scheide riß im Garten, war sie schwarz, wie verbrannt!"

"Hast du die Waffe von der Hüfte gelassen, als du dort warst?"

"Eingeladen hatten sie mich zu einem Imbiß, und ehe wir niedersaßen zum Essen, löste ich den Gurt und lehnte das Schwert an den Stamm der großen Platanen hinter meinem Rücken. Von dort wird man's genommen haben, von mir ungesehen. Das Werk Giovannas, der alten Hexe, ist's gewesen, des bin ich sicher. Im Auftrage Girolamos hat sie's getan, der überm Becher Händel suchte mit mir und fand. Und war ich doch froh der Gelegenheit, mit ihm mich zu messen in ernstem Kampfe. Höre, Niccolo, eine neue Klinge mußt du mir schmieden; die will ich ihm ins Herz stoßen, dem Verräter!"

Ich schwieg; in meinem Kopf überschlugen sich die Gedanken; der Grimm schnürte mir die Kehle zu.

"Wie steht's um Cristina?" fragte Paolo.

"Gut," erwiderte ich. „Doch sprich nicht länger, ruhe!"

Er gehorchte wie ein Kind. Den Kopf wandte er zur Seite, und bald verkündete sein ruhiges Atmen, daß er eingeschlafen, daß die Krisis überstanden.

Um die Mittagszeit kam Cristina, aber hinein zu Paolo ließ ich sie nicht; nicht gestört durfte er werden durch das laute, nicht zu hemmende Weinen und Schluchzen des Mädchens.

"Niccolo," wehklagte sie, „morgen wollen sie mich ihm geben — morgen, Niccolo, soll ich in Girolamos Armen liegen! O Niccolo, du wirst mich verlieren; denn ich werde sterben!"

"So ist dein Vater heimgekehrt?" fragte ich.

"Vor einer Stunde," antwortete sie, „und jetzt ist er gegangen, mit den Priestern zu reden und alles zu ordnen zur Hochzeitfeier."

Immer ist's ein herber Schmerz, den

Gram zu sehen eines Kindes, herber noch, wenn das Kind dir zugetan gewesen sein Leben lang und du ihm. So Schweres wie damals ist vorher und nachher nie mir begegnet ... Nur zwanzig Stunden noch vor mir, zwanzig Stunden, Cristina dem Geliebten zu erhalten und abzurechnen mit Girolamo...

Gegen Sonnenuntergang nahm ich Schwert und Mantel und gebot Michele, die Gondel zu bringen zur Treppe. Auf seine Frage: „Wohin, Meister?“ rief ich ihm zu: „Zum Hause Manins des Malers!“ und Michele nickte.

Unser Kanal war gesperrt nach Westen hin von einer Feluke, die auf den Grund geraten, und so ruderte mein Bootsmann nach der Piazza und durch das offene Wasser vor der Dogana.

Seit elf Tagen hatte ich mein Haus nicht mehr verlassen, und wenn auch Cristina mir berichtet von dem Geschwätz, das im Umlauf über mich und meine Arbeit, traf's mich doch wie ein Schlag, daß ein Häuslein Buben, die vor der Kirche sich tummelten, mir nachrief: „Dort fährt Niccolo, der seine Schwerter macht aus Holz!“

„Hast du's gehört, Michele?“ fragte ich.

„Seit zehn Tagen habe ich solches gehört und anderes mehr,“ antwortete er. „Ihr wißt ja, Herr, wir Venezianer sind ein lustiges Völklein, immer aufgelegt zu Schabernack.“

Eine Gondel kam uns entgegen mit drei jungen Männern darin, Leuten von Stande, mir wohlbekannt, und auch sie begannen meiner zu spotten.

„Meinen Gruß dem Meister Niccolo, der seine Schwertklingen schmiedet aus Holz!“ „Freund Niccolo, ein Bündel Stedden will ich Euch schicken, vorzügliche wachsen in meinem Garten, die mögt Ihr verarbeiten!“ „O berühmter Nachfolger Andreas, den Harlekin soll ich spielen am Karneval, bitte, fertigt mir eine schöne Pritsche!“

So umschwirrten mich ihre Worte.

Mit Bitterkeit im Herzen vernahm ich's; aber verschlüsselnd die wilde Entgegnung, die mir auf der Zunge lag, sprach ich gemessenen Tones: „Ihr Herren, wenn einer unter euch ist, der Genaueres wissen möchte über die Arbeit Niccolos, den ladet

er freundlich ein, mit ihm ans Land zu steigen an geeigneter Stelle. Dort wird er ihm gern Belehrung erteilen über die Qualität seiner Klingen und über die Art, sie zu gebrauchen!“

Darob schwiegen sie und ruderten rasch davon.

Angelangt an Manins Gartentore, zog ich den Glockenstrang und schlug den Zipfel des Mantels über's Gesicht.

Die selbige Alte — Giovanna, wie Paolo sie genannt — humpelte herbei nach einer Weile, aber keine Laterne hatte sie dieses Mal, die hereinbrechende Dämmerung zu erhellen.

„Wer ist draußen?“ fragte sie, den Kopf dicht am Gitter; ich aber fuhr mit der Rechten nach ihrem Halse und packte zu mit festem Griff.

„Weib,“ herrschte ich, „wo ist das Schwert Paolos, des Gemeuchelten?“

„Was weiß ich!“ leuchte sie, nach Lust schnappend.

„Hexe, verfluchte, wenn du mir nicht vermeldest, was ich begehre zu wissen, dann, sicherlich, fährst du zur Hölle als bald!“ zischte ich durch die Zähne.

Ich würgte sie, bis sie blau wurde im Gesicht, bis die Augen herausquollen aus den Höhlen. Ein wenig lockerte ich dann meine Finger, aber eine Minute verging, bevor sie zu sprechen vermochte.

„Niccolo,“ stammelte sie, „was willst du mir geben, wenn ich dir's sage, was geschehen?“

„Sprich!“ gebot ich.

„So laß mich das Tor öffnen!“

„Deffne nur!“

„Aber, Niccolo, ich erstickte!“

„Mehr Ursache das, dich zu beeilen!“

Sie erkannte, daß ich nicht willens war, sie freizugeben, und so schloß sie endlich auf und ließ mich ein. Von ihrem Halse nahm ich jetzt meine Hand, aber fest packte ich sie am Arm und zog sie ins Innere des Gartens. Zur Seite eines dichten Vorbeerbusches machten wir Halt.

„Jetzt, Weib,“ sagte ich, „jetzt gib Bescheid! Was hast du getrieben mit Paolos Waffe?“

„Warum soll ich's dir sagen, wenn du's schon weißt?“

„Freilich weiß ich's: Derweil sie ihm Gastfreundschaft boten, deine Herren dem

Jüngling, hast du die Klinge seines Schwertes in die Glut der Kohlen geschoben und dann ins Wasser! War's nicht so?"

"So ist's gewesen!"

"Wer hat dich's geheißen?"

"Wer sollte mich's geheißen haben als der, der Paolo Stenos Leben wollte!"

"Girolamo Capello?"

"Eben er."

"Satan!" schauerte ich zitternd vor Wut.

Kein Wort mehr redete sie, stumm versuchte sie, sich loszuringen von mir; plötzlich aber kam ein lauter Ruf aus ihrer Kehle, mir so unerwartet, daß ich zurückprallte. Das Weib indes hielt ich fest, und durch meine rasche Bewegung wurde sie herumgeschwungen zwischen mich und das Vorbeegersträuch. Gleichzeitig sah ich drei Klingen aufzucken wie Blitze und eindringen in den Leib Giovannas. Als Schild hatte sie mir gedient gegen die Degenstöße, die mir gegolten, und mit einem Wehgeheul rollte sie zu Füßen dessen, dem sie gedient mit ihrem teuflischen Werk. Just stieg der Mond auf im Osten und beleuchtete mit seinen blassen Strahlen den Garten. Deutlich erkannte ich die drei Männer, als sie aus den deckenden Büschen ins Freie traten.

"Signor Girolamo," rief ich, mein Schwert ziehend, „ein alter Mann begrüßt Euch, und Euch, Signor Manin, und dich, meinen werten Freund und Gönnner Lorenzo. Haha, eine lustige Gesellschaft und eine prächtige Nacht für einen kleinen Tanz! Ich bin's, nur ich allein, der alte Niccolo, der seine Klingen macht aus Holz!"

Noch ehe ich geendet, waren wir an der Arbeit. Alle drei wollten mir zu Leibe, aber Manin stolperte über das Gewand des Weibes und fiel langhin ins Gras. Von den beiden andern führte Lorenzo die Waffe so schlecht, daß ich beim zweiten Gange schon ihm den Hals durchstieß und er zusammenbrach ohne Laut.

„O Lorenzo, Lorenzo," höhnte ich, „habe ich dir nicht gezeigt, wie diesen Ausfall parieren? Nun kannst du's in der Hölle lernen, wohin ich deine Kameraden dir nachsenden will in Bälde!"

„Sieh dazu, dein Wort gut zu machen,

oder fahre selber zur Hölle!" knirschte Girolamo, dem der wieder aufgesprungene Manin sich beigesetzt hatte.

„Signor Girolamo," gab ich zurück, fechtend mit beiden Gegnern zugleich, „hättet Ihr nach der letzten Parade Tiefquart gestoßen, dann wär's aus gewesen mit mir. Doch ihr seid zu zweit, und einer von euch muß seiner Klinge ledig werden!"

So sprechend schlug ich mit rascher Finte Manin das Rapier aus der Faust. Klirrend flog's durch die Luft, und durch die Brust des Mannes, der's gehalten, fuhr mein guter Stahl. Wonne empfand ich, wenn schon Girolamos Degen meine linke Schulter verwundete.

„Gut gestoßen, Signor Girolamo, aber doch nicht gut genug!" lachte ich. „O, einen festlichen Reigen zu Eurer morgigen Hochzeit wollen wir jetzt tanzen, Ihr und ich!"

Er antwortete nicht; er stieß und parierte; hart kam und ging sein Atem, und die Zunge, ich zweifle nicht, klebte ihm am Gaumen. Zweimal trieb ich ihn vor mir her durch die Breite des Gartens, und zweimal hielt er mir stand, wie ich's nicht erwartet. Zweimal drang die Spitze meines Schwertes in sein Fleisch, aber nur leichte Stiche waren's. Meine Nerven fingen an die gewohnte Ruhe, meine Muskeln ihre Spannkraft zu verlieren. Minuten kamen, in denen der Gegner mir mehr zu tun gab, als rasch zu meistern ich noch vermochte. Wahrlich, ich glaube nicht, daß meine Kunst den Sieg errungen ohne den besondern Beistand Gottes. Er, in seiner Gerechtigkeit, hat den verrätrischen Schurken vernichten wollen durch meine Hand.

Zur Stelle waren wir wieder gekommen, wo der Tanz begonnen, und ausweichend der Wucht eines Angriffes trat ich auf den Körper Giovannas. Ich strauchelte und war, Deckung verlierend, des Todesstoßes gewärtig. Doch er kam nicht. Die Alte, deren Leben ich entflohen vermeinte, hatten meine Tritte erweckt aus schwerer Ohnmacht. Ein röhelnder Schrei rang sich aus ihrer wunden Brust, und ihre Arme umklammerten krampfhaft die Knie des anstürmenden Feindes. Er wankte, sein Stoß ging fehl, und ehe er

festen Stand wiedergewonnen, hatte ich ihn durchrannt mit meiner Klinge. Mitten durchs Herz war sie gefahren.

Girolamo und seine Helferin in feigem Verrat gemeinsam hauchten sie ihre ruchlosen Seelen aus; ich aber stand, umgeben von vier Toten, der einzige Lebende im Garten Manins des Malers. Paolo gerächt! Cristina befreit! Von Flecken gereinigt mein Ruf! Fürwahr, eine Arbeit, wie bessere ich nie vollbracht in kurzer Stunde!

In der ersten Frische der Nacht stand ich wieder auf der Riva meines Hauses. Cristina rannte mir entgegen.

„Niccolo,“ rief sie erschreckt, „Niccolo, du bist blaß, du taumelst, und Blut ist auf deinem Mantel! Sie haben dich verwundet, Niccolo!“

„Nein, Kind, nein,“ lachte ich, mich

bückend und einen Kuß drückend auf ihre Stirn; „nur ein Mückenstich ist's! Du bist erlöst; Girolamo wird dich nicht mehr zum Weibe begehrten; er und seine Kumpane, sie haben meine Antwort — auf ihren Leibern steht sie geschrieben mit ihrem eigenen Blute, die Antwort Niccolos, der seine Schwertklingen macht aus Holz!“

Und er hat nachgegeben, mein stolzer Nachbar; weich ist er geworden, der harte Orio Zorzi. Nicht Ruhe gelassen haben wir ihm, Cristina und ich, bis er Paolo besuchte. Der Jüngling hat ihm gefallen, die treue Liebe der beiden Kinder ihm ans Herz gegriffen. Am Tage vor dem Marcusfeste hat er selber ihre Hände ineinandergelegt. Ein glücklicheres Paar und ein schöneres ist in Venedig nie zum Altar getreten, den Ehesegen der Kirche zu empfangen.

Neue Schweizer Lyrik.

(Fortsetzung).

Wer das lyrische Gestalten der letzten Schaffensjahre Adolf Freys mit Aufmerksamkeit verfolgt hat, dem dürfte unter anderm auch die starke Vorliebe und bezeichnende Neigung des Dichters aufgefallen sein, sich Motive für seine Lieder aus dem farbenprangenden Reihe der Blütenwelt zu holen und so im tieferen Sinne des Wortes mit der Blume zu uns zu sprechen. Eine Anzahl der schönsten Gedichte des vorletzten Bandes, „Edelweiß“, „Die Rose“, „Bienenauge“, „Augentrost“ beispielsweise, sind die meisterlichen Zeugen dieser bedeutsamen poetischen Eigenart. Die neueste Spende des Lyrikers Frey, seine reizvolle kleine Ostergabe, der Ritornellenkranz „Blumen“ (*), ist denn auch wiederum eine solche Offenbarung poesiereichster Blumen sprache, eine Schöpfung von seltener, zarterer und duftiger, erfrischender Lieblichkeit. Das sinnvolle Büchlein entfaltet ein leuchtendes Kranzgebinde von dreißig in der dreizeiligen, knapp geschrückten Spruchform des Ritornells gesetzten Blumenliedern, die eine berückende und berauschende Fülle blütenhaft feiner Gedankengänge und Empfindungsimpressionen ausströmen und ein

weise beherrschtes Kleinodienstück intimster und vertraulichster Herzenskleinkunst darstellen. Der Dichter hat hier mit freudigem Vertrauen die willkommene Gelegenheit ergriffen, im Garten seines weitausblickenden Phantasiereiches lustwandeln, mit seinen lieben Lebensgefährten, den Blumen, über so mancherlei zu sinnieren und zu plaudern, was ihm, wie er es selbst einmal so bescheiden und zutreffend bezeichnet hat, „aus der Brust ins warme Wort getreten ist“. Und nun enthüllt und offenbart er uns, Zweisprache haltend mit den blühenden Sendboten des Naturlebens und von ihrer mannigfaltigen Eigenart schöpferisch angeregt und erfüllt, ihren Daseins Sinn künstlerisch auslegend und deutend, die verborgenen, stillen Geheimnisse und feinen Stimmungstöne der eigenen Seele. Ungefünstelt und ungesucht, frei von gezwungener Absichtlichkeit, als ein harmlos und sicher sich bestimmender, freudenvoller Selbstzweck ergibt sich ihm so eine höhere und innere Harmonie des Blumenliedes, ein Einflang seines poetischen Ausdrucks, der die ursprüngliche Zwiespältigkeit von Motiv und Gestalter völlig verschwinden und vergessen läßt. Genießend und schaffend hat er das einzigartige Gewe-

*) Zürich und Leipzig, Verlag von Rascher & Cie., 1916.